Die
Brieftasche.

Nichtpolitische Beilage zur Unterhaltung und Belehrung, zu der Zeitung: „Der Correspondent von und für Schlesien.“

Sonnabend — No. 19. — den 8. Mai 1830.

Ein Brief Jean Paul's.

Der Freimüthige enthält einen Brief Jean Paul's den dieser schrieb, als er sich im Jahre 1787 in Töpen, einem Dorfe bei Hof, als Hauslehrer bei dem Kammerrath von Oerthel aufhielt. Der Dorfprediger, an den dieses Schreiben gerichtet war, allem Anscheine nach ein Vorarbeiter der allgemeinen Berlinischen Kirchenzeitung, beroch den jungen Jean Paul, witterte einen Ketzer heraus und setzte ihn deshalb zur Rede. Der junge Dichter schrieb dem theologischen Eiferer folgenden Brief:

An den Herrn Pfarrer Morg in Töpen.

Töpen, den 3. September 1787.

„Ich hatte bisher bessere Dinge zu thun, als daß ich schlechte zu widerlegen Zeit gehabt. Blos dies verschob meine Antwort auf Ihre neulichen Beleidigungen auf dem Wege. Auch der Ehre des Herrn Kammerraths bin ich's schuldig, einen Vorwurf abzuweisen, der ihn am Ende auch antastet; denn bin ich ein Lehrer des Atheismus und Selbstmords, was ist dann ein Vater, der solch einen Lehrer zum Lehrer seines Kindes macht? Aber ich frage vielmehr, was ist ein Mann, der diesen giftigen Vorwurf ohne Beweise einem Nebenchristen macht, der ihn nie beleidigte? Ich weiß recht wol, Sie werden Ihre damalige — mit der Menschenliebe, Höflichkeit und Vernunft gleich sehr streitende — Feld- und Controverspredigt der Wirkung nicht zuschreiben, welche die Sonnenhitze damals auf ihren Kopf gemacht; allein ich rede hier von Ihrem Herzen; das in eine noch schlimmere Hitze gerieth. Ahmten sie damit dem sanften liebevollen Geist des Stifters unserer Religion und der Apostel nach, die nicht auf Meinungen, sondern Thaten drangen, die nicht irgend eine sogenannte Hauptlehre, sondern Liebe zum Lebensgeist zur Wurzel des Christenthums machten und die keinen wegen seines Irrthums, sondern um der Laster willen verdammt? Und wo hab' ich denn Ihnen mein Glaubensbekenntniß abgelegt, daß Sie es so genau zu kennen vermögen, um die allmächtige Rolle eines Großinquisitors in Töpen spielen zu wollen? Sie können zwar sagen, man brauche eine Sache nicht zu verstehen, um über sie zu urtheilen, und Sie könnten recht gut Voltairen einen Atheisten schelten, ungeachtet sie keine Zeile von ihm gesehen und ungeachtet er vielmehr einen Atheisten, den Verfasser des Systéme de la nature, vortrefflich widerlegt. Sie können ferner sagen, es sey einmal Ihre Art so, widersprechende Dinge zu verfechten und z. B. zu sagen: „er könne doch ein Atheist seyn, wenn er auch an einen Gott glaube.“ Allein dieses Recht, dieses jus stolae kömmt Ihnen kaum auf der Kanzel, wie viel weniger auf der Landstraße zu. Sie führten den Spinoza zum Beweise an, daß man an einen Gott zugleich glauben und ihn läugnen könne: Meinten Sie seine theoretische Behauptung, so kann nur eine von beiden wahr seyn; meinten Sie seinen Charakter, (wovon wir aber gar nicht sprachen, weil Geistliche Sünden, die sie vergeben können, minder hassen, als Irrlehren, für die sie keine absolvirende Hände anhaben,) so ist Ihnen unbekannt, daß er ein guter, mäßiger Mann war, der blos den menschlichen Fehler hatte, daß er kein Bier trank.

(Beschluß folgt.)

Replik.

Der Redaktion ist folgendes Schreiben zugesandt worden

Mein Herr,

Sie haben in No. 18. der Brieftasche aus der Zeitung für Reisen und Reisende eine Notiz entlehnt, wofür ich aus dem Grunde danke, weil dadurch eine Nachricht zur Kunde Derjenigen kommt, auf deren Kosten sonst eine grobe Lüge ohne Widerlegung überall verbreitet worden wäre.*) Diese Widerlegung erlaube ich mir hierdurch und bitte Sie, solche in Ihr vielgelesenes Blatt aufzunehmen.

Wir haben hier mit großem Unwillen die genannte Notiz gelesen und sind überzeugt, daß sie an die Redaktion der Zeitung für Reisen, durch einen Musterreiter oder Muster-Einspänner gesandt wurde, denn diese zudringlichen Personnagen glauben, daß sie in den Gasthöfen den Ton angeben können. Zuerst ist es eine Lüge, wenn von den Herren Offizieren der Garnison zu Neumarkt gesprochen wird. Unsere Stadt hat gar keine Garnison, indem der hier liegende Landwehrstamm nicht für eine solche gelten kann, und wer von den, zu dem dritten Bataillon des zehnten Landwehrregiments gehörenden Herrn Offizieren dergleichen Verläumdungen in ein großes Publikum bringen kann, der ist ein nichtswürdiger Lügner.

Zweitens muß ein Jeder, der in dem hohen Hause einkehrt, bezeugen, daß man dort sehr gut aufgenommen, auch vorzüglich aufmerksam bedient wird, schmackhafte und reinlich zubereitete Speisen erhält und in dem Besitzer des Gasthofes einen aufmerksamen und für seine Gäste freundlich sorgenden Wirth kennen lernt. Daß er eine hübsche Tochter besitzt, ist wahr und wird dem hohen Hause zu keinem Nachtheil gereichen. Vielleicht hat aber der Herr Musterreiter oder Muster-Einspänner dem Herrn Nitschke (dies ist der Name des Besitzers des hohen Hauses) seine geschwefelten Weine angepriesen und sie bei ihm absetzen, dieser sie jedoch nicht kaufen wollen, und eben so hat er sich bei der hübschen Tochter, die ein sehr wolerzogenes und gesittetes Frauenzimmer ist, vielleicht nicht hübsch benommen, und seine Wuth ist daher leicht erklärlich.

Endlich mag der Herr Musterreiter immerhin „die Hoffnung" als Gasthof empfehlen, und wenn ich auch nichts gegen die dortige Aufnahme zu erinnern finde, so wünsche ich doch dem Besitzer derselben keine solche Gäste als dieser ist. Sein Musterreiter Esprit de Corps würde ihm eigentlich den Ort zum Aufenthalte verschaffen, den, nach seiner unwahren Behauptung, die im hohen Hause im Zimmer liegenden Hunde verlassen hatten.

Ich bin mit Hochachtung

Neumarkt, den 3. Mai 1830.

Veridicus.

*) Wir danken dem Herrn Veridicus daß er die Aufnahme der Notiz in die Brieftasche, aus dem wahren Gesichtspunkte richtig auffaßt, damit durch Mißverstand unserer guten Absicht kein böser Wille untergelegt werde. Auch möchte Hr. V. diesen Aufsatz dem Herausgeber des Kometen und der Reisezeitung, Hrn. Dr. Herloßsohn in Leipzig, zur Aufnahme in jenes Blatt, übersenden.

Die Redaktion.

Charakteristische Aeußerungen einiger merkwürdigen Männer auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1530.

Der im Jahr 1530 zu Augsburg gehaltene Reichstag hat besonders dadurch eine hohe Wichtigkeit und geschichtliche Celebrität erhalten, daß auf demselben fünf Fürsten und zwei Reichsstädte, welche der, von Luther, Melanchthon und andern ihren Freunden und Verehrern in Wort und Schrift verkündigten evangelischen Lehre öffentlich Beifall gegeben, in einer von Melanchthon mit Gründlichkeit und Klugheit verfaßten Schrift ihr Bekenntniß dieser Lehre vor dem Kaiser Karl V., den Fürsten und Ständen des Reichs oder deren Abgesandten in einer feierlichen Versammlung den 25. Juni deutsch ablesen, und es dem Kaiser sowol in dieser als der lateinischen Sprache überreichen ließen. Diese Bekenntnißschrift, welche noch in eben diesem Jahre fast in allen bekannten Sprachen im Drucke erschien, ist unter dem Namen der „Augsburgischen Konfession" allgemein bekannt. Es ist vielleicht nicht uninteressant, hier einige Aeusserungen von Männern zu lesen, die bei den Verhandlungen dieses Reichstages über die Religionsangelegenheiten keine unbedeutende Rolle spielten. Der Kaiser hatte den protestantischen Fürsten zugemuthet, an der Prozession des Frohnleichnamsfestes, das gerade auf den folgenden Morgen nach seiner Ankunft in Augsburg einfiel, Theil zu nehmen, um eine Probe zu machen, ob sie bei einer Feierlichkeit gegenwärtig zu seyn sich wol entschließen würden, die ihren Grundsätzen so sehr entgegen sey. Der Markgraf Georg von Brandenburg erklärte sich aber gegen den Kaiser mit lobenswerther Freimüthigkeit: daß wenigstens Er sich dazu nicht verstehen werde. Der zugleich anwesende König Ferdinand setzte ihm nun heftiger zu, aber Georg erwiederte: „Eh' ich meinen Gott und sein Evangelium verleugnete, möchte ich lieber gleich hier vor Ew. Majestät niederknien und mir den Kopf abschlagen lassen." Karl versetzte mit mildem Tone: „Löver Fürst, nit Kop ab, nit Kop ab!" (Aber er bemerkte nun wol, daß man mit den Protestanten nicht so zufahren dürfe, und eine Lehre nicht so schnell zu unterdrücken seyn möchte, deren Bekenner schon einer Zeremonie wegen den Kopf zu wagen sich aussprachen.) — Eben dieser Markgraf Georg schrieb während des Reichstages den Reim nieder:

Gottes Wort wär' nit so schwer,
Wenn nur der Eigennutz nit wär.

Nachdem Melanchthon den Aufsatz des Glaubensbekenntnisses vollendet hatte, und solcher den bei dem Kurfürsten Johannes von Sachsen versammelten Theologen vorgelesen worden war, erklärten sie, wenn Er nicht bei ihnen zu stehen gesonnen sey, so wollten sie sich allein vor den Kaiser stellen. „Das wolle Gott nicht!" antwortete der Kurfürst, „daß ihr mich ausschließt; ich will Christum auch mit bekennen." Seinen Räthen hatte er befohlen: „Sagt meinen Gelehrten, daß sie thun, was recht ist, Gott zu Lobe, und mich oder mein Land und Leute nicht ansehen." — Als dem Fürsten Wolfgang von Anhalt die Konfession zur Unterschrift vorgelegt wurde, sagte er, ehe er unterschrieb: „Ich habe manchen schönen Ritt andern zu Gefallen gethan, warum sollte ich denn nicht, wenn es vonnöthen, auch meinem Herrn und Erlöser Jesu Christo zu Ehren und Gehorsam mein Pferd satteln, und mit Daransetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkränzlein in das ewige Leben eilen?" (Fortsetzung folgt.)

Entdeckung eines See-Ungeheuers.

Das Journal du Havre giebt folgenden Auszug aus einer Havanna-Zeitung: Bericht des Kapitains Don José-Maria Lopez, Kommandanten des Dampfschiffes Neptun, an den Hafenkapitain von Havanna. „Nachdem ich am 3. Januar Morgens von Matanzas nach dem Orte meiner Bestimmung unter Segel gegangen war, und gegen Mittag nämlichen Tages längs der Küste hinsteuerte, erblickten wir in einer Entfernung von etwa 4 Seemeilen auf der Oberfläche des Wassers einen sehr hervorragenden Gegenstand, den Jeder von uns für das Wrack eines verunglückten Schiffes hielt. Wir legten also gleich darauf an, um zu sehen, ob unsre Hülfe nöthig seyn dürfte. Wie groß aber war unser Erstaunen, als wir, etwa auf Büchsenschuß-Nähe angekommen, uns überzeugten, daß dieses vermeinte Schiffswrack der obere Theil von der Kinnlade eines See-Ungeheuers von erstaunenswürdigem Umfange war. In einer fast horizontalen Lage ragte es gegen 16 Fuß hoch über dem Wasser empor, und war von einer zahllosen Menge Fische aller Arten umgeben, die im Kreise einer Seemeile um dasselbe herumschwammen. Es bewegte langsam eine, etwa 9 Fuß hohe schwarze Floßfeder, die vielleicht 60 Fuß vom Nachen entfernt war. Die ganze Länge dieses Ungeheuers aber konnten wir nicht schätzen, da der Schwanz nicht auf der Oberfläche des Meeres sichtbar war. Ohne die wiederholten Bitten meiner Passagiere, deren Schrecken nur zu sichtbar war, würde ich es versucht haben, diese seltene Erscheinung näher zu untersuchen, um wenigstens genauere Details darüber angeben zu können. In allen seinen Theilen unendlich viel kolossaler als der größte Wallfisch, ist auch dessen ganze Bildung durchaus verschieden von diesem Fische, so daß ich schließe, es müsse zu einer noch völlig unbekannten eigenen Gattung gehören." Unterzeichnet und beglaubiget zu Havanna, den 5. Januar 1830. (Folgen die Unterschriften der Passagiere, der Matrosen und des Kapitains.)

Witterungskunde.

Unter den Mitteln, die Strenge oder Gelindigkeit eines bevorstehenden Winters zu bestimmen, scheint Folgendes das zuverläßigste zu seyn: wenigstens wird es durch die Erfahrung der letzteren zehn Jahre vollkommen bestätigt. Man beobachte in den nächst vorhergehenden Monaten Julius und August den Thermometerstand täglich, und zwar zu einer bestimmten Stunde, am Besten um 2 bis 3 Uhr Nachmittags. Sodann addire man die Wärmegrade jedes einzelnen Monats und dividire die Summe durch 31, um die mittleren monatlichen Temperaturen zu finden. Vergleicht man beide mit einander, so sind drei Fälle möglich: 1) entweder sie sind gleich, wenigstens beinahe gleich, 2) oder der Julius bedeutend kühler, oder 3) bedeutend wärmer als der August. Im ersten Falle ist ein mittelmäßiger, im zweiten ein lauer, im dritten ein strenger Winter zu erwarten, und zwar läßt sich auf dessen Gelindigkeit oder Strenge mit desto mehr Wahrscheinlichkeit schließen, je größer der Unterschied zwischen beiden Monaten ist. So war während der zehn Jahre von 1820 bis 1829 der August von 1822, 1826 und 1829 am kühlsten. Nun ist bekannt, daß der Januar von 1823 einen so strengen Frost mitbrachte, daß dieser die Kälte des jüngst vergangenen Januars weit überstieg, obgleich der Winter von 18$\frac{2}{2}\frac{2}{3}$ gemäßigter war, als der heurige. Eben so ist noch Jedermann die strenge Kälte des Januars und Februars 1827 in lebhafter Erinnerung. Merkwürdig aber bleibt es, daß auf den August 1829, wo die absolute Wärme dieses Monats nicht nur niedriger war, als in allen frühern neun Jahren, sondern auch von der des Julius am Meisten abwich, der strengste aller Winter dieses Jahrhunderts folgen mußte.

Napoleon im Lyceum zu Mainz.

Napoleon besuchte einst das Lyceum in Mainz. Einigen Zöglingen hatte er mehrere Fragen, und einem derselben eine geometrische Aufgabe zur Lösung vorgelegt. Letzterer führte den Beweis zur sichtbaren Zufriedenheit des Kaisers. „Gut, recht gut," sagte dieser; „allein," setzte er sogleich hinzu, „es giebt noch eine zweite Art, denselben Satz zu bewei-

sen." Der Zögling besann sich einen Augenblick und führte auch den zweiten Beweis. „Schön!" rief der Kaiser mit deutlichen Zeichen seines Beifalles, „nun aber auch die dritte Beweisart." Da sah der Schüler seinen Professor fragend an. Dieser, ein kernhafter Jakobiner und dem Kaiser nicht hold, obgleich übrigens ein Mann von Ehre und strenger Rechtlichkeit, gewann es nur mit Mühe über sich, dem französischen Cäsar ein unverdächtiges Gesicht zu machen. Als nun der Kaiser es selbst übernahm, den fehlenden dritten Beweis zu führen, da hefteten sich seine Blicke unverwandt auf ihn. Während aber der Kaiser den Beweis demonstrirte, klärten seine Züge sich sichtbar auf, und als er die Aufgabe gelöst sah, und der Kaiser freundlich mit der Frage sich zu ihm wendete, „nun, ist es so recht?" da kannte er kaum die Grenzen seines Entzückens, alle Jakobinerei war verschwunden, und der gelehrte Mathematiker hätte mit einem Eide es bekräftiget, daß der Kaiser der größte Mann sey der alten wie der neuen Zeit.

Die Fußbekleidung der Damen.

(Aus dem Toiletten-Almanach.)

Den Frauenzimmern, welche einen regelmäßigen Fuß zu erhalten wünschen, ist nicht genug zu empfehlen, die Schuhe an der Spitze etwas abgestumpft zu tragen, und sich keiner spitzigen Fußbekleidung zu bedienen. Der Fuß, wenn er auf die Erde aufgesetzt wird, und seine Zehen an einander liegen, hat eine abgestumpft runde und keine spitzige Gestalt. Ein spitziger Schuh ist daher äußerst unbequem, sogar sehr schädlich, weil man den Fuß wie in einen Schraubstock hineinpressen muß, und eine solche Pressung selbst den Gebrauch der Füße erschwert. Eben so schädlich sind hohe Absätze, wodurch die Last des Körpers auf die Zehen geworfen wird, was den Gang hindert und zu mancherlei Krankheiten an den Füßen Veranlassung wird. Allein nicht weniger nachtheilig sind zu weite Schuhe, welche den Fuß in der gehörigen Lage nicht festhalten können, wodurch der Gang unsicher wird und Beschädigungen gar leicht eintreten können. Der Schuh darf also weder zu eng, noch zu weit, noch zu kurz seyn, und deßhalb thut man wol wenn man sich die Schuhe von einem und demselben Schuhmacher fertigen läßt, wenn dieser einmal die wahre Stärke und Gestalt des Fußes kennt. Die Fußbekleidung einer Dame muß auch stets nett und reinlich seyn. Schwarze und weiße Schuhe sind den bunten vorzuziehen, welche man nur zum Negligé oder zum großen Staate tragen kann. Die Schuhe müssen zierlich anschließen und dürfen eher zu lang als zu kurz seyn, damit der Fuß absichtlich verlängert erscheint, wodurch er ein kleineres Ansehen gewinnt.

Thierspitäler in Indien.

Es ist bekannt, daß die Indier Hospitäler für Thiere haben. Die Londoner asiatische Gesellschaft hat vor Kurzem über diesen Gegenstand durch einen Marineoffizier in Bombay umständliche und authentische Nachricht erhalten. Wir theilen Einiges davon mit. In dem zu Surate von den Braminen gestifteten Hospitale befand sich im Jahre 1823 eine große Menge von Thieren, besonders viele kranke Kühe und Büffel; aber auch kranke Schaafe, Ziegen, Hahnen und Hühner waren darin. Man nimmt ohne Ausnahme alle Thiere auf, wie viel ihrer seyn und woher sie auch kommen mögen. Beim Eingange der Anstalt ist ein 25 Fuß langes hölzernes Haus; hier ernährt man mit Getraide eine ungeheure Menge von Insekten aller Art; ihre Menge ist so groß, daß man an diesem abscheulichen Orte von dem ausgeworfenen Futter gar nichts bemerkt, und bloß eine große, unförmliche, lebende Masse sieht. Der Berichterstatter sagt, in allen großen Städten des westlichen Indiens beständen ähnliche Hospitäler; namentlich sah er in der Stadt Aryar, unter den an einen Tempel stoßenden Gebäuden, ein Rattenhospital, worin sich 5000 Ratten befanden, die man regelmäßig mit Mehl füttert, wofür die Kosten durch eine auf die Einwohner der Stadt umgelegte Taxe aufgebracht werden.

Witz und Scherz.

Ein alter Justizrath hatte die Eigenheit im Anfange seiner Protokolle den Gegenstand des Prozesses möglichst genau mit einem einzigen Worte zu bezeichnen. Jemand, dem die Verbindlichkeit oblag, eine seinem Nachbar nahe liegende Mistgrube ausräumen zu lassen, war dieser Verpflichtung angeblich nicht vollständig nachgekommen und wurde deßhalb verklagt. Der alte Rath, welcher zum Deputirten der Sache ernannt worden, fing sein Instruktionsprotokoll also an: In Sachen N. N. wider N. N. wegen Mistgrubendüngerausräumungsverbindlichkeitserfüllungsmängel u. s. w.

Man erzählte in einer Gesellschaft, daß ein alter, abgelebter und sehr häßlicher Mann ein junges, hübsches und sehr geistreiches Frauenzimmer heirathen würde. Alle fanden diese Verbindung sehr unpassend. „Ich gar nicht, ich gar nicht," versetzte M**, Minerva wird ja immer von einer Eule begleitet.

Räthsel-Fragen!

1. Welches ist der musikalischste Fluß?
2. Auf welche Weise kann uns Verstand! überflüssig erscheinen?

Auflösung der Charade im vorigen Stück.

Unschuld.